

Steve Lizek

Hermann muss fallen

Ein politischer Zukunftsroman zwischen
Hoffen und Bangen, zwischen Bürgerkrieg
und völkischer Selbstbehauptung

Sturmzeichen-Verlag

Samstag, 18. Mai: Der Überfall

Er schaute mit strengem Blick durch das abgedunkelte Hinterzimmer. Die Mimik der anderen zwei Männer wirkte ähnlich streng und angespannt wie seine eigene. »Ihr wisst, was wir heute tun müssen. Ihr habt jetzt die letzte Möglichkeit, den Raum zu verlassen und auszusteigen.« Niemand aus der Runde zeigte auf dieses Angebot auch nur die geringste Reaktion.

Theo fasste die entschlossenen Blicke der anderen als Willensbekundung auf, das Vorhaben wie geplant umzusetzen. Keiner der Anwesenden hätte es gewagt, die Stille mit einer Frage oder Anmerkung zu durchbrechen. Theo wartete ganz bewusst einen weiteren Augenblick, bevor er seine nächste Frage stellte. In diesem Augenblick des Wartens konnte er förmlich spüren, wie sich die Stille gemeinsam mit der dicken Luft im spärlich eingerichteten Hinterzimmer zu einer ganz besonderen Atmosphäre vermischte. Es war diese besondere Atmosphäre, die das Adrenalin der sich in ihr befindlichen Personen förmlich aufzog, und Emotionen wie Angst, Mut, Hass und eine Prise Wahnsinn so spürbar und greifbar machte, als könne man sie mit der Hand einfangen und in einen Käfig sperren.

»Hast Du Deine Brüder mitgebracht und wissen sie, was heute ihre Aufgabe ist?«, fragte Theo einen der zwei Männer.

»Ja, sie spielen gerade draußen auf dem Hof.«

»Hol sie rein«, befahl Theo in kühlem und emotionslosem Ton.

Der andere tat wie ihm geheißen, ging zur Tür, öffnete diese und rief seine beiden kleinen Brüder, Tommy und Basti, herein. Die beiden unterbrachen postwendend ihr Spiel und Tommy stieß noch schnell den Lego-Kran um, den sein Bruder kurz zuvor auf der knarrenden Holzdiele im Flur aufgebaut hatte. Die beiden neun und zehn Jahre alten Jungen waren sichtlich stolz, heute bei den erwachsenen Freunden ihres Bruders mit am Tisch sitzen zu dürfen. Sie setzten sich auf die für sie vorgesehenen Stühle und wirkten mit ihrer unbekümmerten und fröhlichen Art, die in dieser Form nur unschuldige Kinder ausstrahlen können, jedoch eher wie Fremdkörper in dieser eigenartigen Runde.

Ihr großer Bruder hatte ihnen vehement eingetrichtert, nicht mit dem Reden anzufangen, bevor Theo ihnen eine Frage stellte. Ausnahmsweise kamen sie seiner Anweisung nach. Sie wussten nicht, wie sehr sich ihr Bruder darüber freute, der gerade wieder

die Tür zuzog. Noch gestern hatten sie ihn mit Legosteinen beworfen, anstatt seiner Anordnung nachzukommen, ihre Zimmer aufzuräumen. Umso größer war seine Erleichterung, dass sie ihn hier vor seinen Freunden nicht schon direkt am Anfang bloßstellten.

Theo musterte die beiden Neun- und Zehnjährigen aufmerksam. Erneut wartete er ganz bewusst einen Moment, der allen Anwesenden wie eine kleine Ewigkeit vorkam, und nahm jedes noch so kleine Muskelzucken in ihren unschuldigen und vor Glück strahlenden Gesichtern aufmerksam zur Kenntnis. Er wartete und wartete, bis der Augenblick gekommen war, in dem die sonderbare Atmosphäre, die in diesem Zimmer herrschte, auch die beiden Kinder vollends in ihren Besitz nahm. Ihre vor Vorfreude strotzenden Mienen verfestigten sich, als auch sie begriffen, dass hier etwas Sonderbares, etwas Großes, etwas Einmaliges in der Luft lag.

»Ihr wisst, wobei Ihr uns heute helfen müsst?«, fragte Theo die beiden, die sich beinahe erschrocken, jedenfalls aber stark verunsichert gegenseitig per Augenkontakt zum Antworten aufforderten. »Ja«, sagte der ältere der beiden schließlich schüchtern.

»Ihr müsst keine Angst haben, Euch kann nichts passieren. Aber Ihr müsst uns dabei helfen, zwei böse Menschen zu töten. Es sind zwei sehr böse Menschen, und deshalb ist es eine gute Tat, wenn wir sie töten. Habt Ihr das verstanden?«

Wolfgang Staubs hätte es selbst nicht mehr für möglich gehalten, doch heute war tatsächlich ein Tag, an dem er seinen Dienst noch vor Ablauf der Regelarbeitszeit beenden und Überstunden abfeiern durfte. *Wann ist es überhaupt das letzte Mal vorgekommen, dass ich vorzeitig Feierabend machen und meine mittlerweile auf 340 Stunden angewachsene Mehrarbeit in Freizeit umtauschen durfte?* Er wusste es nicht. Und es war ihm in diesem Moment auch egal. Voller Vorfreude darauf, den Rest des Tages mit seinen beiden Kindern Lukas und Maria verbringen zu können, stieg er in seinen schlichten 3er-BMW und verließ die erst vor Kurzem nach Detmold versetzte Abteilung für Wirtschaftskriminalität in der Polizeihauptwache.

Auf der Fahrt Richtung Neubaugebiet ›Grüne Wiese‹ im Detmolder Süden dachte Wolfgang darüber nach, wie sehr sich sein Leben durch die Versetzung in die Abteilung für Wirtschaftskriminalität verbessert hatte. Zwar leistete er immer noch eine Menge Überstunden, jedoch schaffte er es im Gegensatz zu seinen Zeiten bei der Polizeihundertschaft, wenigstens ein- bis zweimal die Woche seine Kinder noch im wachen Zustand sehen zu können, wenn er von der Arbeit kam. Er griff in die Mittelkonsole, fummelte während der Fahrt eine Zigarette aus der dort abgelegten Schachtel und pustete den Qualm genüsslich aus dem halb offenen Fenster. *Was habe ich nicht schon alles für menschliche Abgründe gesehen?*

Die gesamte Palette menschlichen Elends hatte er bereits kennengelernt. Ob in der Laufbahn als Streifenpolizist, die sich durch den Umgang mit Nutten, Familientragödien, Einzelschicksalen und Kleinkriminellen auszeichnete, die irgendwie versuchten, ihr kümmerliches Einkommen aufzubessern; ob in der Laufbahn als Hundertschaftspolizist, in deren Rahmen er das immer weiter steigende Gewaltpotenzial in Deutschland brachial vor Augen geführt bekam; oder nun als Leiter der ›SOKO WiKa‹ in der Abteilung für Wirtschaftskriminalität. Auch die erfolgreichen Menschen hatten ordentlich Dreck am Stecken. Durch seinen Beruf war er mit dem Schlechten im Menschen bestens vertraut, und er wusste, dass Boshaftigkeit und Brutalität sowohl auf emotionaler wie auch auf physischer Ebene keine Grenzen gesetzt waren. Doch dieselbe Spezies, die grausamste Monster hervorbrachte, die man kaum mehr als Menschen bezeichnen konnte, entwickelte auch gegenteilige Individuen. Ein solcher Fall war seine Frau Melanie. Sie war das krasse Gegenteil von allem Schlechten und Bösen, so lieb und gutgläubig, wie sie war, fast schon naiv, musste man sie einfach lieben. Auch seine beiden Kinder, Lukas und Maria, gaben ihm jeden Tag auf's Neue einen kleinen Funken Hoffnung. Ein kleines bisschen Treibstoff für den Motor, den man ›Motivation‹ nannte. Insgeheim wusste er schon lange, dass sein Beruf als Polizist sinnlos war. Lange hatte er versucht, sich selbst vom Gegenteil zu überzeugen. Doch auch als diese bittere Einsicht jede Phase seines Körpers durchdrang, als ihm klar wurde, dass Jahrzehnte seiner beruflichen Karriere eben doch nicht zum höheren Wohle der Gesellschaft beigetragen hatten, war es seine Familie, die ihm die Kraft gab, über Jahre hinweg jeden Tag auf's Neue in dieses Hamsterrad zu steigen.

Sein Schwelgen in Erinnerungen wurde erst dann unterbrochen, als er seinen Wagen vor der Garage seines kleinen Einfamilienhauses parkte und den Motor abschaltete. Sein Fokus richtete sich schlagartig von der Vergangenheit auf die Gegenwart. Von Kriminellen, gesellschaftlichen Versagern, Nazis, Hooligans und Mördern, hin zu seiner Frau und seinen Kindern. Er freute sich auf die strahlenden Augen der beiden und auf den liebevollen Kuss seiner Ehefrau – seiner wesentlich jüngeren Ehefrau, wie er immer wieder mit Stolz bekunden durfte. Welch ein Glück hatte er nur mit ihr gehabt? Die 13 Jahre Altersunterschied machten sich nur selten bemerkbar.

Als er den Schlüssel in die Haustür steckte, beschlich ihn ein ungutes Gefühl. Den Auslöser dafür konnte er nur den Bruchteil einer Sekunde später festmachen: Er öffnete die Tür und blickte erwartungsvoll in den Hausflur. *Scheiße! Warum ist hier alles unordentlich? Ok, hier wurde eingebrochen. Musste meine Frau fliehen? Wo sind die Kinder? Wurden sie entführt?* Ein Reflex, den er sich zu seinen Zeiten als Streifenpolizist angeeignet hatte, ließ ihn, einem Automatismus folgend, seine Waffe ziehen. Er schaltete sofort in den Polizistenmodus. Mit gezogener Waffe voran, bog er links ab in die Küche. *Nichts zu sehen.* Er suchte Schutz hinter dem Türrahmen und lugte mit den beiden Händen, die die Waffe hielten, schräg gegenüber in den Wirtschaftsraum. Durch seinen geübten Blick, der nun voll konzentriert den Hausflur durchstreifte, merkte er sofort, dass die Schulranzen seiner Kinder nicht unter der Garderobe standen. *Dort stehen sie immer. Heute ist Samstag! Warum, verdammt nochmal, sind die Schulranzen weg?* Mit schnellen Schritten hastete er in den Wirtschaftsraum. *Wieder nichts!* Von dort aus öffnete er langsam und möglichst leise die Tür zur Garage. »Liebes, Lukas, Maria, seid Ihr hier?«, flüsterte er mit angespannter Stimme. Wenn sie sich irgendwo verstecken mussten, dann würde es hier sein. Keine Antwort. Keine Auffälligkeiten. Zurück zum Flur ging es vorbei an der Treppe zum Obergeschoss, hinein in das Wohnzimmer. *Ebenfalls nichts.* Auch ein Blick in den Garten durch die bodentiefen Fenster verriet keine Auffälligkeiten. Klar wurde ihm nur, dass definitiv jemand etwas gesucht haben musste, denn auch das Wohnzimmer war übersät mit auf dem Fußboden liegenden Papieren und aus den Schränken gerissenen Unterlagen. *Einbrecher? Was haben die gesucht?* Wolfgang Staubs befürchtete das Schlimmste.

Das Untergeschoss war zwar sauber, aber was würde er im Obergeschoss vorfinden? Hatten die Einbrecher seine Familie überrascht? Hatten sie seiner Familie etwas angetan?

Geräuschlos meisterte er die Treppen ins Obergeschoss und bog sofort rechts ab in das Kinderzimmer von Lukas. Unordnung im Zimmer war ein Charakteristikum seines zehnjährigen Sohnes, aber Wolfgang merkte sofort, dass Spielsachen entwendet worden waren. Ihm fiel nicht auf, dass diese Szenerie eigentlich überhaupt nicht ins Bild passte. Deshalb dachte er sich auch nichts dabei, als er im Zimmer von Maria einen ähnlichen Anblick vorfand. Auf dem Weg ins Schlafzimmer erhaschte er einen schnellen Blick in sein Arbeitszimmer. *Alles wie immer!* Der kleine Zettel auf dem Schreibtisch konnte ihm vom Flur aus kaum auffallen, doch er registrierte ihn wohl unbewusst. Das Schlafzimmer war der letzte Raum, der noch nicht von ihm durchsucht wurde. Einem weiteren Automatismus folgend, bereitete sein Hirn ihn auf die schlimmsten Bilder vor, die er jetzt erwarten konnte. Wenn jemand seiner Familie etwas angetan hätte, dann würde er sie gleich im Schlafzimmer sehen. Was würde er dort vorfinden? Die leblosen Körper seiner Kinder, die in ihrer eigenen Blutlache dahinsiechen – ein Anblick, wie er ihn damals in der Gartenstraße mit ansehen musste? Seine gefesselte und geknebelte Frau, die nichts weiter als Wimmern und Schluchzen aus ihrem verweinten Gesicht hervorbringen würde, ähnlich wie damals die Frau beim Einsatz in der Mugertstraße? Einen Einbrecher, der sich gerade an seiner Familie vergeht? Würde er dieser Missgeburt das Hirn wegschießen müssen? *Ich bringe Dich um, wenn Du da drin bist!*

Sein Hirn bereitete ihn binnen Sekunden auf jedes erdenkliche Szenario vor. Seine gesamte Erfahrung, die auf die breite Palette menschlicher Abgründe blicken konnte, wurde in diesem Augenblick in seinem Hirn fokussiert. Mit einem gezielten Tritt rammte er die Schlafzimmertür auf und brüllte wirre Worte umher, die ihn schließlich selbst in Verwirrung setzten. Auf alles war er vorbereitet, nur nicht auf das. Gerade in dem Moment, als die aufgetretene Tür mit voller Wucht gegen den Kleiderschrank und anschließend zurück in sein Gesicht knallte, erblickten seine Augen nichts. *Einfach nichts!* Einem weiteren Reflex folgend, boxte er wütend gegen die Tür und bemerkte, dass auch im Kleiderschrank herumgewühlt wurde. *Scheiße, ich komme zu spät!* Immer noch dem Rausch

der Gefühle unterliegend, griff er in seine rechte Hosentasche und nahm sein Handy zur Hand. Blitzschnell drückte er über die Kontaktliste die Nummer von Martin Schwartze, einem alten Kollegen, der mittlerweile Karriere beim SEK gemacht hatte und als Mann für die groben Dinge bekannt war.

»Wolfgang! Schön von Dir zu hören, was kann ich für Dich tun?«

»Martin, meine Familie... sie wurde... sie ist...«

Sie ist weg. Sie ist abgehauen! Wolfgang unterbrach das Gespräch:

»Entschuldige bitte, Martin, war ein Versehen.«

»Wolfgang, was ist los bei...«

Wolfgang hatte das Gespräch just in dem Moment beendet, als ihm klar wurde, dass seine Familie nicht mehr vor Ort war. Entweder sie wurden entführt, oder... Er traute sich nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Noch immer keine Notiz von dem Zettel auf dem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer nehmend, rannte er wie ein aufgescheuchtes Huhn nach unten, durchsuchte noch einmal alle Zimmer, die er zuvor schon durchsucht hatte, rannte anschließend mit der Waffe in seiner rechten Hand hinaus auf die Straße und suchte verzweifelt nach dem Golf, der normalerweise immer am Bürgersteig vor seinem Haus parkte. *Der Golf ist weg! Wie konnte ich das übersehen? Sie hat mich verlassen!*, schoss es ihm wie ein Gedankenblitz durch den Kopf. Es war ein Gefühl der Ohnmacht, welches ihm in diesem Moment beschlich. Als hätten seine Füße den Kontakt zum Boden verloren. Ein Gefühl der Schwerelosigkeit, in dem die verschiedensten Gedanken wie kleine Insekten im Sommer an ihm vorbeiflogen. Keinen dieser Gedanken konnte er fassen. Wie lange er in diesem Zustand verharrte und regungslos mit der geladenen Walther P99 in der rechten Hand vor der Haustür stand, vermochte er nicht mehr einzuschätzen. Es könnten Sekunden, es könnten aber auch endlose Minuten gewesen sein.

»Ich muss mich sammeln«, sagte er schließlich zu sich selbst. In Gedanken ging er das Protokoll durch, welches er während seiner Polizeilaufbahn für genau solche Situationen gelernt hatte. Schritt 1: 95 % aller Probleme sind Zukunftsprobleme. Welches ist in der gegenwärtigen Situation das primäre Problem? *Ich weiß nicht, wo meine Familie ist!* Schritt 2: Bleiben Sie sachlich! Was können Sie tun, um Lösungen für dieses Problem zu finden? *Indizien sammeln. Ich brauche verfickte*

Indizien! Schritt 3: Versuchen Sie, die Situation objektiv zu beurteilen. Was würde Ihnen ein objektiver Beobachter empfehlen? *Analysiere dein beschissenes Verhalten! Was hast du übersehen? Wo sind deine Fehler, wo sind deine Auswege? Das Arbeitszimmer!* Er hätte selbst nicht sagen können, warum ihm dieser Gedanke in genau dieser Sekunde durch den Kopf geflogen kam. Warum er ausgerechnet diesen einen Gedanken zwischen all den tausend anderen festhalten konnte. Er eilte zurück in sein Arbeitszimmer. *Tatsächlich, da liegt ein Zettel! War der vorhin schon da?!* Mit zittrigen Händen hielt er sich das kleine Stückchen liniertes Papier direkt vor die Nase, als hätte er eine Sehschwäche. »Ich weiß von Deinem Plan. Ich kann das nicht gutheißen. Ich liebe Dich. Aber ich will Deinen Plan nicht unterstützen und Sorge mich um unsere Kinder. Ich fürchte mich davor, dass Du Deine Polizeikontakte nutzen wirst, um uns vorher zu finden. Deshalb verschweige ich Dir unseren Aufenthaltsort, bis wir uns eingelebt haben. Den Kindern geht es gut. Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen. Bis bald! In Liebe, Deine (Ex-)Frau.«

Wolfgang brauchte einige Zeit, um diese handgeschriebenen Sätze zu verarbeiten. *Du Schlampe!* Unvermittelt wurde er von einem Gefühl des abgrundtiefen Hasses ergriffen. Für die Frau, die er bis zu dieser Sekunde noch inbrünstig geliebt hatte, empfand er schlagartig nur noch Hass und Verachtung. Mit einem Male konnte er diejenigen Männer verstehen, die ihre Ex-Frauen windelweich prügelten. Im gegenwärtigen Zustand wäre er zu selbigen Taten ohne jeden Zweifel in der Lage gewesen. Er geriet in Rage, hatte völlig die Kontrolle über sein Verhalten und seine Gedanken verloren. Er wusste nicht, was ihn härter traf: War es der Umstand, dass seine Frau ihn samt seinen Kindern verlassen hatte, oder dass sie von seinem Plan wusste? *Woher weiß sie verdammt nochmal von meinem Plan?!* Er hatte niemandem davon erzählt, wirklich niemandem, nicht einmal seinen engsten Vertrauten. *Woher zur Hölle weißt Du von dem Plan?!* Pure Verzweiflung machte sich in ihm breit. In diesem Moment wurde ihm klar, dass er seine Familie nicht mehr retten konnte. Jetzt war der Plan alles, was er noch hatte. Selbst wenn sie von seinem Plan wusste, stoppen könnte sie ihn nicht. Dennoch musste er jetzt mit der Umsetzung beginnen. Gleich heute Abend würde er den Stein ins Rollen bringen. Aber jetzt brauchte er erstmal Alkohol. Er griff zur Flasche Mariacron,

die er in seinem Bücherregal direkt neben einer Büste des ehemaligen Reichskanzlers Otto von Bismarck und einem Buch über die erfolgreichsten Kriegsschiffe der Wehrmacht platziert hatte. Er trank die halbe Flasche mit einem Zug leer. *Mist, hilft auch nicht!* Hartnäckig schwirrte ihm die wichtigste aller Fragen wie Zigarettenqualm in einer fensterlosen Kneipe konstant durch sein Hirn: Wie zur Hölle hatte seine Frau von dem Plan erfahren?

Sven gehörte schon immer zu den Menschen, die viel lasen und Zusammenhänge hinterfragten. Dies hatte sich, den Angaben seiner Mutter zur Folge, schon in der frühen Kindheit abgezeichnet. Sein Vater überließ die Erziehung zwar weitestgehend seiner Frau, er wurde jedoch dann aktiv, wenn er meinte, seine Prinzipien mit eiserner Hand durchsetzen zu müssen. Für seinen Vater war von Anfang an klar, dass sein Junge schon früh in einen Kickboxverein gehörte und beim Fußballspielen ein Trikot von Tornado Dresden zu tragen hatte. Alles andere war ihm eigentlich ziemlich egal. Die Leistungen in der Schule quittierte er zeitlebens mit einem teilnahmslosen »Aha«, aber wehe, Sven konnte ihm nicht das Jahr der letzten Meisterschaft von Tornado Dresden nennen! Dann war eine stundenlange Standpauke vorprogrammiert. Mit seiner Familie wuchs er behütet in Freital auf, einem kleinen Ort am Rande von Dresden. Sein Abitur hatte Sven mit einem Notendurchschnitt von 1,1 bestanden. Danach gründete er mit seinem Freund Leon eine Wohngemeinschaft in Dresden-Leuben, eine Gegend, die noch heute vom sozialen Wohnungsbau der DDR geprägt ist. Die Freundschaft mit Leon hatte er erst kurz vor seinem Umzug geschlossen, als er vom Kickboxen zum Panantukan wechselte. Früher war er ein echter Rebell, mittlerweile war er mit seinen 26 Jahren jedoch etwas ruhiger geworden.

Angefangen hatte alles in der Fanszene von Tornado Dresden. Mit seinen 1,76 Meter war er zwar nicht sonderlich groß, er konnte sich während der ersten körperlichen Auseinandersetzungen mit der Polizei und gegnerischen Fangruppen jedoch schnell Respekt verschaffen. Über die Fanszene knüpften Sven und Leon Kontakte zu verschiedenen rechten Gruppen, unter anderem zur Rechtspartei »FreiheitsfrontPlus«, die als Schwesterpartei

der ›Alternativen‹ in Sachsen bei der letzten Wahl vor ein paar Wochen stärkste Kraft wurde. Dieser Erfolg der FreiheitsfrontPlus hatte Sven und Leon als aktive Unterstützer sehr gefreut. Noch größer war die Freude darüber, dass ihr Freund Alex tatsächlich als Anwärter auf einen Ministerposten gehandelt wurde.

»Wo ist eigentlich Alex schon wieder?«, fragte Leon aufgeregt und hüpfte wie ein kleines Kind auf und ab. Tobias Raubein, das Jahrhunderttalent aus der eigenen Jugend, wurde gerade in der 67. Minute beim Spielstand von 0:0 im Elfmeterraum böse zu Fall gebracht. Der Schiedsrichter machte sich augenblicklich auf den Weg Richtung Videobeweis, um eine folgenschwere Fehlentscheidung in der Bundesligapartie zwischen Tornado Dresden und dem FC Bayern München auszuschließen. »Ich hoffe, der ist gleich mit dem Bier wieder da, sonst verpasst er noch den Elfer«, antwortete Sven. Seine Stimme war ebenfalls von leichter Aufregung und Anspannung ergriffen. Mit seinen funkelnd grünen Augen starrte er gebannt auf den Schiedsrichter. Sein auf Frauen durchaus attraktiv wirkendes Gesicht war ebenso rein und gepflegt wie seine Glatze. Diese trug er jedoch nicht, um die Zugehörigkeit zu irgendeiner Subkultur auszudrücken, sondern aus medizinischen Gründen. Der erblich bedingte Haarausfall sorgte bereits für großflächige kahle Stellen auf dem Kopf, sodass die Glatze die einzig verbliebene Option war. Selbst im K-Block, dem Treffpunkt für die aktive Fanszene, herrschte während der Sekunden, in denen sich der Schiedsrichter die Szene auf den Monitoren am Spielfeldrand anschaute, ungewöhnliche Ruhe. Im größten Einrangstadion Deutschlands herrschte fast greifbare Anspannung. Würde der Schiedsrichter auf Elfmeter entscheiden, hätte Tornado in seiner ersten Bundesligasaison als frischer Aufsteiger die Möglichkeit, gegen den Rekordmeister in Führung zu gehen.

»Da unten kommt Alex!«, rief Leon aufgeregt. Alex suchte mit seinen dunkelbraunen Augen die Tribüne nach der Stelle ab, an der er seine Freunde vermutete. Sein kantiges Gesicht wirkte männlich und autoritär, obwohl er keinen Bart trug. Die Kapuze seines schwarzen Pullovers mit gelbem Tornado-Schriftzug wirkte als schwacher Kontrast zu seiner Kurzhaarfrisur, die er stylisch mit Haargel in Form hielt. Trotz der schlichten Jeanshose, die sein Freizeit-Outfit abrundete, wirkte er seriös und selbstbewusst. Für die Medien war ein angehender Minister, der sich in seiner Freizeit zusammen mit ›Rechtsradikalen‹

und ›Hooligans‹ dem Abbrennen von Pyrotechnik widmet, ein gefundenes Fressen. Doch die Medienhetze gegen Alex Kurz schlug ins Gegenteil um: Denn anstatt, dass die Berichte seinem Ansehen Schaden zufügten, sorgten sie nur dafür, dass er weitere Sympathiepunkte nicht nur in der Fanszene, sondern auch in der Gesamtbevölkerung sammelte. Zum einen, weil die regierungstreuen Medien die gesamte Fanszene Tornado Dresdens kollektiv als ›Rechtsradikale‹ verunglimpften, was auf viele Personen sicherlich auch zutraf, aber eben nicht auf alle. Und zum anderen, weil selbst diejenigen Leute aus der aktiven Fanszene, die sich selbst als ›unpolitisch‹ bezeichnen würden, die gezielte Hetze gegen eine bestimmte Person als ›Stasi-Methoden‹ verurteilten. Dass die Medien eines Tages Alex' Leidenschaft für Tornado gegen ihn verwenden würden, während er eine immer wichtigere Persönlichkeit in der FreiheitsfrontPlus wurde, war allen drei Freunden schon vorher bewusst gewesen. Dass diese Hetze jedoch zum Bumerang für die Regierungsparteien und die Medien werden könnte, hätte niemand von ihnen erwartet. Warum er auch jetzt noch weiter zu den Spielen ging, war für Leon und Sven leicht zu erklären: Er konnte nicht anders. Seine Leidenschaft für Tornado war schlichtweg zu groß. ›Normale‹ Menschen würden so etwas jedoch niemals verstehen, egal, wie sehr man auch versuchte, es ihnen zu erklären.

Gerade, als Alex versuchte, seine vier Becher Bier (er holte immer gleich einen Becher mehr, um den Schüttverlust auszugleichen) irgendwie durch die eng aneinander stehenden Menschenmassen zu seinen Freunden zu bugsieren, kehrte der Schiedsrichter schnellen Schrittes zurück auf das Spielfeld. Ein Raunen ging durch das Stadion.

Der Schiedsrichter piffte und zeigte auf den Elfmeterpunkt. Der Block fing an zu toben. Jubel brach aus, als hätte Tornado den Elfer bereits verwandelt. Die Emotionen kochten hoch. Wie aus einer Kehle brüllten mehrere tausend Menschen ihrer Mannschaft entgegen. »Tornado, Tornado, Tornado!«, donnerte es aus dem K-Block, die Menschen auf den umliegenden Rängen im Fußballstadion hielt es nicht mehr auf ihren Sitzen. Plötzlich tauchte Alex mit drei Bechern Bier in seinen Händen aus der Masse auf. »Eins ging leider verschütt«, schrie er kaum hörbar seinen Freunden entgegen, als er sich zurück auf seinen alten Platz stellte. Leon hüpfte nun noch aufgerechter

auf und ab, was allerdings mehr seiner Körpergröße als der Aufregung gewidmet war. Mit seinen 1,63 Meter wirkte Leon wie ein Zwerg. Doch nicht nur seine markanten und kantigen Gesichtszüge, gepaart mit seinen kurzrasierten Haaren, ließen darauf schließen, dass er ein wirkliches Kraftpaket war. Eine kleine, gezackte Narbe führte über seine rechte Wange bis zu seinen dunkelgrünen Augen. Er hatte sich die Narbe vor einigen Jahren bei einer Straßenschlacht am Rande einer Demonstration zugezogen. Der locker anliegende Tornado-Pulli zeigte zwar keine klaren Konturen seines durchtrainierten Körpers, ließ jedoch bereits eine gewisse Muskelmasse erahnen.

Tobias Raubein legte sich den Ball auf dem Elfmeterpunkt zurecht, begleitet von lauten »Tobi, Tobi!«-Sprechchören aus dem Block. Er nahm Anlauf, schoss und... traf voll in die rechte, obere Torecke! Nun rastete das Stadion völlig aus. Sven, Leon und Alex sprangen wie wild umher, schrien sich vor Freude die Kehle aus dem Leib, umarmten umstehende Leute, die gleichfalls vor Freude ergriffen waren. Das Spielfeld war gar nicht mehr zu erkennen, das Blickfeld wurde durchtränkt von Konfetti, Bier, Fahnen, Schals und allerlei anderen Dingen, die sonst noch so durch die Luft flogen, wenn Tornado ein Tor schoss. Genau diese Momente waren es, die süchtig machten. Dieser Moment im Block, wenn alle gleich sind, einer Fahne untergeordnet. Dieses Gefühl, im gleichen Boot zu sitzen, sich gemeinsam zu freuen, gemeinsam zu hassen, gemeinsam Wunden zu lecken. Dieser Moment, wenn es einem scheißegal ist, ob der Nebenmann Unternehmensführer, Arbeitsloser oder Millionär ist. Es zählte nur eins: Tornado!

»Scheiße Alter, wir führen gegen die verfuckten Bayern!«, kreischte Leon mit ungläubiger Freude in den Augen. »Wirklich schade, dass Ragnar das nicht mehr miterleben kann«, entgegnete Alex.

Für seine 59 Angestellten rückte der Feierabend in greifbare Nähe. Für ihn hingegen würde der Arbeitstag bedeutend länger sein. Aegir Strauß wirkte in seiner heutigen Verfassung wie der Prototyp eines klassischen Alphamannes: Stramme 1,98 Meter groß, gefühlt ebenso breite Schultern. Ein feiner, maßgeschneiderter, dunkelgrauer Anzug, der eine gewisse Eitelkeit

verriet, jedoch auch nicht völlig abgehoben wirkte. Seine blonde Kurzhaarfrisur zeichnete sich durch einen akkuraten Scheitel aus, der kurzgeschorene, goldbraune Bart umrahmte seine meeressblauen Augen. Für viele Frauen entsprach Aegir dem Prototyp ihres Traummannes. Doch das war nicht immer so gewesen. Früher hatte Aegir nie Erfolg bei Frauen. Er war der letzte in seiner Kameradschaft, der die Jungfräulichkeit verlor. Obwohl seine anhaltenden Misserfolge bei Frauen auf sein jugendliches Selbstbewusstsein negativen Einfluss nahmen, war ihm immer klar, dass er ein Anführer war. Nicht nur, weil er schon in jungen Jahren ein bundesweit bekannter Nationalist war, sondern weil er eben auch Erfolge verzeichnete. Mit 21 Jahren gründete er seine Firma, verdiente sich mühsam jeden Cent durch völlig unlu-krative Fahrten aus der Frachtenbörse, die er dann an eine Spedition weitergab. Für die Vermittlung der Fahrt behielt er sich einen geringen Prozentsatz Vermittlungsprovision ein. Geld war hier nur über die Masse zu verdienen, weshalb er einen befreundeten Kameraden aus der IT-Branche damit beauftragte, ein bestimmtes Programm zu entwickeln. Dieses Programm war ein Algorithmus, welcher automatisch Fahrten kaufte, sie ausschrieb und anderen Speditionen anbot. Damit gelang ihm der wirtschaftliche Durchbruch. 13 Jahre später führte er nun ein Speditionsunternehmen mit 59 Angestellten, eigener Flotte und einem Lager.

Mit dem Erfolg kamen Geld und Einfluss. Bei Frauen war er von diesem Tag an sehr beliebt. Dennoch blieb er Single. Besser gesagt, er blieb gerade deshalb alleinstehend. Denn die Frauen wollten nicht ihn, sondern sein Geld. In den Anfangsjahren hatte er noch hauptsächlich Leute aus seiner Kameradschaft eingestellt, mittlerweile arbeiteten aber auch unpolitische Leute für ihn. Schnell hatte sich in Minden, einer Stadt mit hoher Arbeitslosenquote, herumgesprochen, dass Aegir nicht nur irgendetwas von Politik erzählte, sondern es auch tatsächlich umsetzte. Das Leistungsprinzip, familienfreundliche Arbeitszeitenanpassung, Gewinnbeteiligung am Jahresgewinn in Form von Unternehmensaktien, die nur an eigene Angestellte vergeben wurden, und viele andere soziale Leistungen waren nur wenige Stichpunkte, die seine Firma auch außerhalb der rechten Szene sehr beliebt machte. Den Wahlkampf der FreiheitsfrontPlus hatte er massiv unterstützt und damit ein gutes Stück zu ihrem Wahlerfolg beigetragen. Als vor einigen Jahren die

parteiinternen Spannungen bei den Alternativen zwischen den eher ›Radikalen‹ im Osten und den eher ›Gemäßigten‹ im Westen immer größer geworden waren, entschloss man sich, mit der Gründung einer Schwesterpartei namens FreiheitsfrontPlus die Notbremse zu ziehen. Auch wenn beide Parteien bundesweit mit eigenen Landesverbänden aufgestellt sind, einigte man sich darauf, dass die Alternativen ausschließlich in den westdeutschen, die FreiheitsfrontPlus ausschließlich in den mitteldeutschen Bundesländern zu Wahlen antreten sollte. Ein Kurs, der sich als sehr erfolgreich erweisen sollte. Die FreiheitsfrontPlus revanchierte sich bei Aegir mit Aufträgen, die an seine Spedition gingen. Doch das Beste daran war, dass er auch andere Kameraden zur selbständigen Arbeit ermutigen konnte. Bekannten Rechten wurde oftmals grundlos gekündigt, weil der Arbeitgeber von linken Gruppen oder staatlichen Behörden regelrecht erpresst wurde. Aegir aber hatte die Möglichkeit, gewillten Kameraden Mittel zur Verfügung zu stellen, die sie sonst nicht erhalten hätten, seien es zinslose Kredite oder Zugriff auf wichtige Erfahrungswerte.

Gerade, als Aegir sich um den Papierkram für einen Container kümmern wollte, der noch im Logistikzentrum von Uppsala feststeckte, betrat seine Sekretärin Matilda sein schlichtes Arbeitszimmer. »Hier ist ein Mann namens Michael Schulz. Er behauptet, er hätte Informationen zum Container in Uppsala und möchte Dir ein Geschäft vorschlagen, ›damit so etwas in Zukunft nicht mehr passiert‹, wie er sich ausdrückte.« Aegir legte seine Stirn in Falten und hob die rechte Augenbraue leicht an. Nicht etwa, weil Matilda ihn duzte. Das war von ihm sogar gewünscht. Sie war eine Witwe, die alleine zwei Kinder großgezogen hatte. Ihr Mann war damals bei einem Auslandseinsatz der Bundeswehr gefallen. Matilda war eine herzengute, pummelige Frau, die eine fragwürdige Vorliebe für luftige Blumenkleider besaß. Die Kleider kaschierten zwar das ein oder andere überflüssige Kilo, waren jedoch schon lange nicht mehr in Mode. Aegir fand diese modische Verirrung aufrichtig schade, denn die Haut ihres lieblichen Mondgesichtes wirkte gepflegt und reinlich. Ihre schulterlangen, schwarzen Haare und ihre dunkelbraunen Augen trugen zu diesem Eindruck bei. In ihren jungen Jahren hätte Aegir sie mit Sicherheit attraktiv gefunden. Manchmal, wenn er sie aus einem ganz bestimmten Winkel anschaute, erkannte er ihre frühere Schönheit noch heute. Mit

Hilfe von etwas Sport und modischer Beratung, könnte sie für ihr Alter sicherlich überdurchschnittlich attraktiv sein. Mit ihren damals 49 Jahren und ohne berufliche Erfahrung hatte sie niemand mehr einstellen wollen, aber er gab ihr eine Chance. Er hatte es nie bereut. Sie war zwar ›nur‹ seine Sekretärin, dafür aber die Angestellte mit dem drittgrößten Gehaltsscheck im Unternehmen.

»Sieht er aus wie eine Luftpumpe, oder wie jemand, der weiß, wovon er spricht?«

»Er sieht entschlossen aus.« Aegir vertraute Matildas Urteil blind.

»Wenn er schon Initiative zeigt, dann lass ihn rein. Aber lass ihn noch zehn Minuten warten.«

Matilda nickte, ließ die Tür ins Schloss fallen und begab sich zurück an ihren halbrunden Schreibtisch, direkt vor Aegirs Büro. Matilda war sein Wachhund. Hätte der Fremde irgendein negatives Verhalten an den Tag gelegt, hätte Matilda ihn schneller vom Hof gejagt, als es der Sicherheitsdienst jemals gekonnt hätte.

Auf die Sekunde genau öffnete sich zehn Minuten später die Tür. Ein ca. 1,80 Meter großer, stämmiger Mann betrat den Raum. Sein körperliches Auftreten zeigte keinerlei Unsicherheiten, nur seine blauen Augen sprangen aufgeregt hin und her. Das graue Haar war dünn und ließ an einigen Stellen die rosig wirkende Kopfhaut durchschimmern. Der ebenfalls graue Vollbart verriet Aegir, dass sein Gegenüber sich irgendwo zwischen seinem 50. und 60. Lebensjahr befand. Seine hammerkopfdicken Hände hielten eine kleine Mappe fest. Die Augen des Mannes verrieten Aegir, dass der Fremde nervös war, die tiefen Falten auf der hohen Stirn, die hier und da durch eine gelockte, weißgraue Haarsträhne verdeckt wurden, ließen darauf schließen, dass der Mann einiges durchlebt haben musste. Die wuscheligen, grauen Augenbrauen ließen seine Augen klein und seine Knollennase überdimensional groß wirken. Seine ruhige Hand und sein betont sicheres Auftreten offenbarten Aegir, dass sein Gegenüber sich jedoch im Griff hatte und seine nervösen Emotionen größtenteils zu überspielen vermochte.

»Mein Name ist nicht Michael Schulz, ich heiße Wolfgang Staubs...«

Na toll, ein Bulle.

»Verlassen Sie sofort mein Büro!«, unterbrach Aegir und stemmte seinen massigen, durchtrainierten Körper aus dem Sessel hinter dem Schreibtisch.

»Halt die Klappe, setz Dich hin und hör mir zu!«, entgegnete der Fremde ungewöhnlich dreist. *Selbst für einen Bullen.*

»Was bildet Ihr Staatsschützer Euch eigentlich...«

»Was bildest Du Dir eigentlich ein?«, unterbrach der Staatsschützer. *Der Typ ist dreister als alle anderen zuvor.* Schockiert über die Dreistigkeit, mit der dieser Beamte vorging, bereitete Aegir sich mental auf eine körperliche Konfrontation vor, um den Fremden aus dem Zimmer zu drängen.

»Was glaubst Du, wem Du es zu verdanken hast, dass Dein illegaler Waffentransport für die Goldene Morgenröte in Griechenland nicht aufgefallen ist? Was glaubst Du, warum die Transaktionen für die Waffencontainer des Asow-Bataillons in der Ukraine niemals zu Dir zurückverfolgt wurden?«

Verdammt. Wer bist Du, und woher weißt Du davon?

»Was glaubst Du, warum Du immer noch hier sitzt und Dein Lotterleben führen kannst? Glaubst Du, der liebe Gott im Himmel hat Dich so doll lieb, oder ist es doch wahrscheinlicher, dass ein Sympathisant bei der Polizei Dich gedeckt hat?«

Mist. Der Typ weiß alles über mich!

»Jetzt glotz mich nicht so dumm an und setz dich«, forderte ihn der Fremde auf und ließ sich, erfreut über das Gelingen seiner Einschüchterungsstrategie, in den Sessel vor Aegirs Schreibtisch fallen. Aegir war sichtlich schockiert. Zum einen schockiert über sich selbst, weil er der Aufforderung des Fremden nachkam und sich wirklich wieder in seinen Sessel setzte, zum anderen, weil er in die Ecke gedrängt wurde und die Kontrolle über die Situation verlor. So schlecht hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Die letzte Situation, in der er unter einem ähnlichen Kontrollverlust gelitten hatte, war sein allererster Boxkampf. Direkt nach dem ersten Glockenschlag hatte sein Gegner wie ein Berserker auf ihn eingepregelt. Der erste Schlag war direkt ein Wirkungstreffer gewesen, und Aegir hatte eine gefühlte Ewigkeit in Doppeldeckung verharren müssen, bis er doch noch einen Ausweg fand. Hier war es genauso. Der Fremde hatte ihm sofort einen rhetorischen Wirkungstreffer verpasst, jedes einzelne weitere Wort war wie ein Faustschlag auf seine Deckung, die er mehr schlecht als recht aufrechtzuerhalten versuchte. *Man redet nicht mit*

den Bullen! Doch er war bereits in den Ring gestiegen. So wie damals bei seinem ersten Boxkampf. Ein Zurück gab es nicht. *Ich will wissen, woher er die Sache mit Griechenland und der Ukraine weiß. Will er mich erpressen?* Er würde dasselbe tun wie damals. Sich scheinbar ergeben, aber in Wirklichkeit nicht aufgeben. Gnadenlos zuschlagen, sobald er einen Ausweg gefunden hatte.

»Da es Dir offensichtlich die Sprache verschlagen hat, fange ich mal an, mich vorzustellen. Mein Name ist Wolfgang Staubs, ich bin 54 Jahre alt und Polizeibeamter. Ich bin Leiter der der ›SOKO WiKa‹ in der Abteilung für Wirtschaftskriminalität der Polizeihauptdirektion in Detmold. Schon vor über einem Jahrzehnt habe ich angefangen, mich mit den Idealen rechter Parteien zu identifizieren. Aber bis die Alternativen ihre Schwesterpartei FreiheitsfrontPlus gegründet hatten, bestand Eure Bewegung leider nur aus Versagern, die überhaupt nichts gebacken kriegten. Du wirst sicherlich verstehen, dass trotz aller Sympathie mein Interesse eher gering war, Job und Familie an den Nagel zu hängen, um...«

»Ihr Lebenslauf interessiert mich nicht im Geringsten. Da Sie sich offensichtlich gut über meine Person informiert haben, wissen Sie, dass ich nicht mit der Polizei rede.« Wieder erhob sich Aegir aus seinem Sessel. »Sofern Sie mir nicht einen Grund geben, diese Regel zu brechen, haben Sie nun die Gelegenheit, das Gelände zu verlassen, bevor ich Gewalt gegen Sie anwende.« Aegir entschied sich für die gleiche Strategie wie damals im Boxkampf. Sie funktionierte erneut. *Die Struktur des Gegners brechen, um Unsicherheit zu erzeugen.* Wolfgangs Beine zuckten kurz. Sein Hirn hatte den Bruchteil einer Sekunde darüber nachgedacht, tatsächlich aufzustehen. *Wirkungstreffer!* Aegir machte sich jetzt auf, den Schreibtisch zu umqueren, keinen Zweifel daran lassend, den ungebetenen Gast notfalls mit Gewalt vom Firmengelände zu befördern. Aegir bemerkte, dass Wolfgang offensichtlich keine Waffe bei sich trug. Der Verdacht lag nahe, dass er einen illegalen Erpressungsversuch außerhalb seines Dienstes wagen wollte, um sich persönlich zu bereichern. Aegir erreichte nun die vordere Seite des Schreibtisches, keine zwei Meter mehr von dem Sessel entfernt, auf dem Wolfgang es sich ungebetenerweise gemütlich gemacht hatte. Sein Daumen strich nervös über die Mappe. *Ich hab die Kontrolle wiedergewonnen!*

Wolfgang sprang auf, öffnete die Mappe, schmiss sie auf den Schreibtisch und kehrte Aegir den Rücken zu. Langsamem Schrittes ging er Richtung Bürotür.

»Ich warte draußen noch genau fünf Minuten. Wenn Du Dir bis dahin nicht anhören willst, was ich zu sagen habe, dann nutze die Information, wie Du es für richtig empfindest. Aber Ihr werdet es wieder vor die Wand fahren, weil Ihr hier im Westen einfach nichts auf die Kette kriegt. Ich hoffe, die fünf Minuten reichen Dir, um die Tragweite dieser Information zu erkennen.«

Wolfgang, der sich bereits einige Schritte entfernt hatte, wendete sich nun wieder von Angesicht zu Angesicht an seinen Gesprächspartner: »Auf der letzten Seite der Mappe ist die Nummer eines Postfaches notiert. Handschriftlich. Solltest Du länger als fünf Minuten brauchen, um die Dimension dieser Information zu verstehen, kannst Du mich über diesen Weg erreichen. Aber dann ist es vielleicht schon zu spät.«

Wolfgang unterbrach kurz seinen Monolog. Die Neugier von Aegir Strauß hatte er sowieso schon gewonnen, doch mit der Kunstpause wollte er die Wichtigkeit seiner folgenden Worte rhetorisch unterstreichen: »In über 30 Jahren als Polizist habe ich noch nie erlebt, dass so viele ranghohe Leute im Ministerium sich hinter vorgehaltener Hand gegen die Linie der Regierung aussprechen. Hier ist etwas Großes im Gange.«

Der Torjubel wirkte sich auch auf den Alkoholkonsum der drei Freunde aus. Die noch verbliebenen drei Bierbecher wurden beim Jubel stark in Mitleidenschaft gezogen. Sie gossen die Reste der drei Becher zusammen und erhielten so immerhin noch einen halbvollen Becher, den sie sich bis zum Abpfiff teilen mussten. Bis zur 89. Minute verlief das Spiel schleppend, dann schossen die Bayern den Ausgleich. Dennoch feierten die Tornado-Fans das Unentschieden gegen den FC Bayern, als wäre es ein Sieg. Die erste Saison als frischer Aufsteiger in der Bundesliga endete mit einem Remis gegen den Deutschen Meister und einem akzeptablen 9. Tabellenplatz. Das anschließende Feiern mit der Mannschaft und das gemeinsame Trinken im Szenetreff am Stadion endete in den frühen Abendstunden. Seit Alex für die FreiheitsfrontPlus in den Landtag

entsendet werden und möglicherweise sogar einen Ministerposten erhalten sollte, hatten die drei ein ganz eigenes Ritual entwickelt. Um Alex aus möglichen Auseinandersetzungen mit der Polizei oder gegnerischen Fans herauszuhalten, tranken sie ihr letztes gemeinsames Bier des Abends an der Aral-Tankstelle in Leuben. Eine Strafanzeige in seiner derzeitigen Situation könnte fatale Folgen haben. Der Umstand, dass Alex sich etwas zurückhalten musste, wurde von vielen Leuten unterstützt. Den meisten leuchtete ein, dass er als zukünftiger Landtagsabgeordneter, vielleicht sogar als wichtiger Minister, definitiv mehr für Dresden tun konnte, als in irgendwelchen Szenetreffs.

Vom Straßburger Platz aus fuhren sie mit der von Tornado-Fans überfüllten Stadtbahn Richtung Friedhof Leuben. Die von Fangesängen und lautstarken Unterhaltungen durchtränkte Bahn schlängelte sich durch die Häuserschluchten der Großstadt, welche ihre funkelnden Lichter in den Abendstunden wie Feuerwerk gegen die Scheiben prasseln ließ. Auf Sven wirkte dieses Lichterschauspiel oft beflügelnd, vor allem, wenn es, wie heute, einen Grund zum Feiern gab. Am Friedhof mussten sie umsteigen, in die Bahn zur Laibacher Straße, von da aus gingen sie den Rest des Weges zu Fuß.

»Wann fahrt Ihr eigentlich Ragnar besuchen?«, fragte Alex, gleich nachdem er für alle eine Runde Bier am Nachtschalter bezahlt hatte.

»Gleich morgen Mittag«, antwortete Leon. Seine Vorfreude konnte er kaum unterdrücken, obwohl sie Alex gegenüber unverschämte wirken musste. Ragnar war ihr Freund, er hatte in Dresden gewohnt, bis er sich vor drei Jahren unsterblich in Svea verliebt hatte und zu ihr nach Ostwestfalen gezogen war. Die beiden wohnten sehr ländlich und hatten das Glück, für wenig Geld einen kleinen Hof erworben zu haben. Ihr gemeinsamer Sohn kam vor wenigen Monaten zur Welt. Nicht nur deshalb war der anstehende Besuch etwas Besonderes. Seit drei Jahren kamen die vier Freunde in jeder Winter- und Sommerpause der Bundesliga für 1-2 Wochen auf Ragnars Hof zusammen. Doch dieses Mal saß erstmals ein frischgebackener Vater in ihrer Runde. Und zum ersten Mal seit drei Jahren konnte Alex nicht dabei sein, da er Parteiverpflichtungen zu erfüllen hatte.

»So schnell ändern sich die Zeiten«, warf Sven nostalgisch in die Runde. »Noch vor ein paar Jahren waren wir zu viert und

haben nur Blödsinn gemacht. Heute ist der erste von uns Vater geworden und der nächste verabschiedet sich in die Politik.« Er hob sein Getränk zum Anstoßen. »Skol«, sagten alle drei gleichzeitig und stießen ihre Bierdosen aneinander. »Um mich brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Mich kriegt man hier nicht weg. Wie auch, ich kann nichts außer kämpfen und saufen«, warf Leon selbstironisch ein. Selbst ein umstehender Passant kam nicht umhin, sich ein Lächeln zu verkneifen, da Leon diese Worte selbstbewusst und für jeden gut hörbar herausposaunt hatte. »Noch eine Runde auf ex?«, fragte Alex. Leon drückte ihm wortlos einen 10-Euro-Schein in die Hand. Sowohl Sven als auch Leon wussten, dass Alex sich gleich verabschieden würde. Er kehrte mit weiteren drei Dosen Bier zurück, die umgehend auf ex ausgetrunken wurden. »War schön mit Euch, ich muss jetzt leider los. Morgen steht ein wichtiger Termin an.« Zum Abschied gaben sich die drei Freunde die Hand und klopfen sich leicht auf die Schultern. Gemeinsam sahen Sven und Leon ihrem Freund Alex hinterher, der ein zufällig vorbeifahrendes Taxi anhielt und davonfuhr.

»So ist es, alter Freund, jetzt stehen wir hier nur noch zu zweit«, meinte Leon, der diesmal den Part des in alten Zeiten schwelgenden Nostalgikers übernahm. Sven nickte. Die beiden machten sich wortlos auf den Weg durch die Wohnbausiedlung, die ihre Häuser mit der Dunkelheit der Nacht nahtlos verschmelzen ließ, und schlenderten gemütlichen Schrittes in Richtung WG. Männer müssen nicht viel reden, um sich zu verstehen.

»HILFE!!« Ein ohrenbetäubender Schrei, mehr ein Kreischen als ein Hilferuf, durchriss die Stille der Nacht. Der Nachhall des Schreies, der von einer Hausfassade zur anderen geworfen wurde, offenbarte pure Verzweiflung und Todesangst. Das war kein Spaß, irgendjemand war in ernsthafter Gefahr. Die beiden Freunde zuckten schlagartig mit ihren Muskeln. Im Bruchteil einer Sekunde schalteten sie in den Kampfmodus. Adrenalin pumpte sich mit spürbarer Gewalt durch ihre Venen.

»Das kam hier aus der Nähe. Hörte sich an wie eine Frau.« In den vergangenen Monaten war die Zahl der Vergewaltigungen in Leuben drastisch in die Höhe geschossen. Beinahe täglich war von sexuellen Übergriffen zu hören.

»Nein, das war ein Kind. Eher wieder so ein pädophiles Dreckschwein«, entgegnete Sven. Kinderschänder hatten heut-

zutage leichtes Spiel. Seitdem auf Initiative der Linksgriinen Sex mit Kindern weitestgehend legalisiert worden war, war Deutschland ein Paradies f#r P#dophile geworden. Die wenigsten T#ter hatten noch Haftstrafen zu bef#rchten, selbst wenn sie das Kind nachweislich zum Sex gezwungen hatten.

Sven und Leon blieben wie angewurzelt stehen. Ihre Augen blickten nerv#s durch die dunkle, schwach ausgeleuchtete Stra#e, auf der verzweifelten Suche nach irgendeiner Bewegung, irgendeinem Hinweis, irgendeinem weiteren akustischen Signal, das Aufschluss #ber den Aufenthaltsort des Hilfesuchenden verriet. »Hast Du was entdeckt?«, fragte Leon fl#sternd. »Nein.«

Pl#tzlich war ein dumpfer Aufschlag zu vernehmen, der zwar nicht wie der vorherige Schrei einen Schall verursachte, aber dennoch deutlich zu h#ren war. Der Aufschlag klang, als h#tte jemand einen Sandsack auf den Boden fallenlassen. *Oder ein Kind!* »Das kam von da vorne. Drei H#user weiter links.« Ein Blick reichte, und die beiden machten sich schnellen Schrittes auf den Weg, noch gut 50 Meter vom Ort des Geschehens entfernt. Sven und Leon waren ein eingespieltes Team. Seit Jahren trainierten sie zusammen Kampfsport, auf zahlreichen Krawalldemonstrationen und Stra#enschlachten beim Fu#ball hatten sie sich gegenseitig den R#cken freigehalten. Um die St#rken und Schw#chen des anderen wussten sie bestens Bescheid.

»Hilfe!« Der neuerliche Schrei war deutlich leiser, da er mit schluchzen und wimmern vermischt wurde. »Da vorne!« Leon zeigte mit dem Finger auf eine kleine, dunkle Gestalt, die gerade zwischen zwei H#usern auf die Stra#e rannte, keine 25 Meter von ihnen entfernt. Beim N#herkommen konnte Sven nun deutlich das verweinte Gesicht eines Kindes erkennen, welches wirres Zeug vor sich hinplapperte. »Was ist passiert?«, fragte Sven, w#hrend er den kleinen, blonden Jungen sanft an die Schultern fasste. »Du bist in Sicherheit, wir besch#tzen Dich«, versuchte Sven das Kind zu beruhigen, w#hrend Leon mit weit aufgerissenen Augen die Umgebung und den dunklen Hinterhof, aus dem das Kind gerannt gekommen war, nach Auff#lligkeiten absuchte. »Ich bin... der Mann hat... b#se...« Das Kind war zum Sprechen nicht f#hig, regentropfengro#e Tr#nen liefen aus den Augen #ber die Wangen. Das Kind streckte seinen rechten Arm aus und zeigte in den dunklen Hinterhof. Die Blicke von Leon

und Sven trafen sich, ein kurzes Nicken genügte, und die beiden wussten, was zu tun war. Langsam und behutsam, Seite an Seite, gingen sie Schritt für Schritt den schmalen und dunklen Gang zwischen den Häusern ab, bis sie nur noch rechts auf einen Garagenhof abbiegen konnten. Der Lärm der Großstadt war auf diesem Hof nicht zu vernehmen, ebenso wenig das Licht der Straßenlaternen. *Das ist hier ist ein verdammtes Ghetto inmitten von Dresden!* Die beiden blieben eine Sekunde wie festgenagelt stehen, damit sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnen konnten. Tatsächlich. In dem schwachen Schimmer eines plötzlich aufflackernden Bewegungsmelders konnten die beiden die Umrisse eines erwachsenen Mannes erkennen, der auf den Knien ein am Boden liegendes Kind würgte.

»Jetzt kriegst Du auf die Fresse!«, schrie Leon und rannte wie ein Berserker auf den Mann zu.

»Jetzt seid Ihr tot, Ihr Nazischweine!«, schrie der fremde Mann und richtete nun blitzschnell mit ausgestrecktem Arm eine Waffe auf den sich im Ansturm befindlichen Leon. Noch bevor Sven die Situation überhaupt verarbeiten konnte, wurde er von der Seite mit einem Sprungkick, der seine Schulter traf, hart zu Boden befördert. Zwei Angreifer, die wie aus dem Nichts aufgetaucht waren, stürzten sich auf ihn. Gerade noch rechtzeitig konnte er erkennen, dass beide ein Messer in der Hand hielten, und so konnte er im letzten Moment dem ersten Stichversuch durch eine Rückwärtsrolle ausweichen. Kaum stand er wieder auf den Beinen, standen ihm zwei vermummte Gestalten gegenüber. Einer der Angreifer hastete nach vorne in Svens Richtung und setzte zum nächsten Stich an, diesmal auf Bauchhöhe. Sven preschte instinktiv dem Angreifer entgegen, um ihm die Distanz zu nehmen, schlug ihm gleichzeitig die Schulter mit voller Wucht in die Magengegend und blockte den Arm des Angreifers, mit dem er das Messer hielt. Mit einem gezielten Griff brach er das Handgelenk des Vermummten, welcher daraufhin sein Messer mit einem kurzen Schrei fallen ließ.

Sven hatte sich so positioniert, dass der zweite Vermummte ihn nicht erreichen konnte. Er bemerkte, dass der zweite Täter daraufhin seine Position geändert haben musste, doch er konnte ihn in der Dunkelheit nicht ausfindig machen. Durch den Schlag mit seiner Schulter in die Magengegend des ersten Angreifers, hatte dieser sich wie ein Sandsack auf Sven fallen lassen. Er versuchte nun mit seinem linken Arm, Sven in den

Schwitzkasten zu nehmen. Im Kampfgeschehen vernahm Sven einen lauten Knall. *Ein Schuss. Scheiße! Leon!* Sven kämpfte fünf Meter entfernt von Leon, den zweiten Angreifer konnte er immer noch nicht lokalisieren. Nur für den Bruchteil einer Sekunde lugte er nach rechts zu der Stelle, an der er Leon vermutete, und sah, wie Leon und der dritte Angreifer gemeinsam am Boden lagen. Gerade, als er den Fokus wieder auf den zweiten Vermummten richten wollte, während er sich problemlos aus dem Schwitzkasten löste und dem bereits entwaffneten Angreifer mit einem rüchlings ausgeführten Ellenbogenschlag die Nase brach, sah er, wie sich ein Messer im Zeitlupentempo aus der linken Seite seines Beckenbereichs zog.

Der zweite Vermummte hatte es geschafft, unbemerkt seine Position zu wechseln und tauchte wie aus dem Nichts direkt vor Sven auf. Der Angreifer holte umgehend zum neuerlichen Stich aus, den Sven mit letzter Kraft blocken konnte. Er wollte das Handgelenk des Täters brechen, doch ihm fehlte die Kraft. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Er sackte zusammen und fiel auf den bewusstlosen Angreifer, den er bereits ausgeschaltet hatte. Mit nach oben gerichtetem Blick registrierte Sven, wie der Vermummte zum nächsten Stich ausholte. Er wollte dem Angreifer die Beine wegtreten, mit einem gezielten Tritt sein Kniegelenk brechen, aber sein Körper reagierte einfach nicht. Stattdessen wurde ihm unerträglich heiß, sein gesamter Körper begann zu zittern, wie bei einem Kreislaufkollaps. Noch nie in seinem Leben hatte sich die Ohnmacht mit solcher Gewalt Stück für Stück über seinen Körper gelegt. Sein Blickfeld wurde immer kleiner und kleiner, bis er den Angreifer schließlich nur noch wie durch ein Schlüsselloch zum Angriff ansetzen sehen konnte. Das letzte, was er vernahm, war ein seltsames Geräusch, das er nicht zuordnen konnte. Dann verlor er das Bewusstsein und sank hinab in eine schmerz- und sorgenlose Bewusstlosigkeit. Um ihn herum war nichts außer Schwärze. Tiefe, undurchdringliche Schwärze, die ihn wie in einem Kokon von der Wirklichkeit abkapselte.

Aegir schlug die erste Seite der kleinen Mappe auf. Aufgrund seiner jahrelangen Erfahrungen als Geschäftsmann erkannte er sofort, dass es sich um Originalunterlagen handelte. Auf